Rhein und Düssel

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den „Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nro. 48 — Sonntag den 2. Dezember — 1906

Spieler.

(6. Fortsetzung.)

Moderner Kultur-Roman von Hans Hyan.

(Nachdruck verboten.)

Der Spanier, der sich jetzt vollkommen passiv verhalten hatte, sprach mit einemmal dazwischen. Er dachte nicht daran, den beiden auch nur einen einzigen Schritt näher zu treten.

Durch das halbe Zimmer getrennt von ihnen, stand er in seinem Schlafrock aus rotem Seidensamt, der im Licht funkelte und seinem Träger wirklich etwas von einem Teufel gab, vor ihnen und lachte hell auf, als er die verdutzten Mienen der beiden Adligen sah:

„Ja, ja! In Ihrem eigensten Interesse, Herr Baron! Denn da Sie bei unserm Prozeß zweifellos als Zeuge vor Gericht erscheinen müßten, so würden Ihre Bekannten auch erfahren, wovon Sie Ihren Lebensunterhalt bestreiten, Herr von Sandrat! . . .“

Der Freiherr fuhr mit der Linken nach dem Gesicht, als wollte er die aufsteigende Röte verdecken. Aber so rückte er nur das Einglas fester und sagte dann in einem ihm sonst nicht eigenen, leicht näselndem Tone:

„So . . . so . . . wird wohl die Leute wenig interessieren, wovon ich lebe! . . . jawohl . . . hat ja gar kein Interesse . . .“

Aber in der kurzen Zeit, in der er diese wenigen Worte aussprach, kreuzten sich tausend Gedanken in seinem auf einmal total verwirrten Schädel . . . Was wußte denn der Kerl? . . . Er konnte ja doch nichts Positives wissen! . . . woher denn? . . . Na, sicher, der Gauner wollte bloß auf den Strauch schlagen! . . . Daß er wirklich etwas wußte, war ja total unmöglich! . . .

Doch der Spanier benahm dem Freiherrn schnell jeden Zweifel an seiner Wissenschaft.

„Die Welt würde erfahren,“ sagte er mit einem widerwärtigen Lachen, „daß der Herr Baron v. Sandrat sich mit Heiratsvermittelungen befaßt und daß er auch nichts gegen kleine Wuchergeschäfte hat, wenn nur ordentlich dabei verdient wird! . . .“

„Das ist nicht wahr!“ stampfte v. Sandrat auf, „ich habe noch nie in meinem Leben Wuchergeschäfte gemacht! . . . noch niemals! . . .“

„Aber die Adressen haben Sie den Herren de la cravatte gegeben, mein Bester! . . . Jawohl, dazu sind Sie ja natürlich viel zu nobel, selbst solche Geschäfte zu etablieren! . . . Sie gehen nur hin und sagen: „Der Herr Baron v. X. ist in einer Situation, wo man ihm mit einem Darlehn von ein paar tausend Mark einen großen Gefallen erweisen könnte . . .“ Oder wenn der Baron v. X. sich zufällig an Sie wendet, dann erwidern Sie ihm: „Aber, lieber Freund, nichts einfacher als das! Sie haben nur nötig, zu Herrn Meyer in der Friedrichstraße zu gehen, der wartet schon darauf, Ihnen seinen Beistand leihen zu können! . . .“ Und wenn die Komtesse V. irgend welchen Anlaß hat, schnell unter die Haube zu kommen, dann erscheinen wieder Sie, bester Herr v. Sandrat, und flüstern der gräflichen Mama ins Ohr, daß da irgend so ein Herr v. Wunderlich herumläuft, der förmlich darauf brennt, die Komtesse zu ehelichen . . . Daß der Baron v. X. für sein Darlehn von zehntausend Mark, viertausend in Teppichen, zwei in Zigarren, dreitausend in Wein und den Rest in bar bekommt, davon wissen Sie natürlich ebensowenig was, wie von der unglücklichen Ehe, in die Ihre Hintermänner die arme Komtesse hineingehetzt haben! . . . Oder ist es nicht so, Herr v. Sandrat, wie? . . .“

Der Freiherr erbebte bis in die Lippen unter den grausamen Worten des Falschspielers . . . Nein! so wie der Grec sagte, so war es nicht! . . . Er hatte seines Wissens niemand in eine unglückliche Ehe hineingetrieben! Im Gegenteil, er kannte mehrere hochangesehene Leute, die, ohne daß sie das geringste ahnten, durch seine Beihilfe Ehen geschlossen hatten und recht glücklich lebten mit ihren Frauen . . . Sie hätten ihm gewiß nur Dank gewußt dafür, ihm, der die paar hundert Mark, die er durch die Abgaben solcher Adressen an ein Konsortium von wirklich reellen Heiratsvermittlern verdiente, so bitter notwendig gebrauchte . . . Freilich, mit Geldgeschäften, da lag es etwas anders! . . . Da war es eben nicht möglich, so haarscharf zu sieben! Darlehngeber sind nun mal keine Engel! . . . Und da war es ihm wirklich passiert, daß er seine Adressen einem Schieber übermittelt hatte, den er nicht kannte und der sie dann sofort an ein paar ganz gefährliche Wucherer weiter gab . . . Da waren wirklich ein paar Kavaliere — indirekt auf seine

Sonnenscheinchen. Nach einer potogr. Aufn. von M. J. Mazur, Brandenburg.

(Siehe Seite 8.)

Veranlassung — schwer reingelegt worden! . . . Aber er selbst hatte auch nicht einen Pfennig bei der Sache gehabt und selbstredend hatte er von da an mit den betreffenden Geldleuten jede Verbindung abgebrochen! . . . Nein, sein Verdienst bestand auch da in einer sehr bescheidenen Provision, die ihm der Geldmann, ein kleinerer Bankier, zahlte . . . Wahrhaftig, das war keine unfaire Sache! . . .

. . Und doch . . . und doch! . . . Wenn auch nur einer von denen, die er seine Freunde nannte, ein Wort erfuhr von diesen kleinen, an sich so harmlosen Transaktionen, dann sprach keiner von denen, die heute noch gerne mit ihm Arm in Arm unter den Linden spazieren gingen, eine Silbe mehr mit ihm! . . . Dann war er fertig! . . . total futsch! . . .

Und dann konnte er hingehen und sich eine Kugel in den Kopf schießen! . . . Denn ohne seine Standesgenossen leben, da unten mit den Proleten verkehren — brrr! . . . nee, lieber tot! . . .

„Na," sagte der Spanier, jetzt wieder ganz geschmeidig, „Sie haben sich das wohl doch überlegt, Herr Baron?

Der Freiherr hob den Blick und sah tiefaufseufzend v. Wunderlich ins Gesicht, der ihn halb ungläubig, halb bestürzt und doch auch wieder voll Mitleid anblickte . . .

Arnold v. Sandrat war dieses Betrachten, dem sich auch schon eine gewisse Vertraulichkeit beimischte, fast noch peinlicher wie das zynische Lächeln des Spaniers.

„Was wollen Sie von mir?" sagte er, „Sie wissen, daß Sie mich mit der Kenntnis dieser Tatsachen in der Hand haben und Sie sind sicher nicht der Mann, der sich solchen Vorteil entgehen läßt! . . . also machen Sie's kurz! . . ."

Der Spanier nickte.

„'out, comme vous voulez, monsieur! . . ." „Ich möchte Sie bitten, diese Geschäfte, die Ihnen ja doch nichts einbringen, für künftig beiseite zu lassen und sich dafür mit uns beiden zu assoziieren . . . Sie haben, wie ich gesehen habe, eine leichte Hand und . . ."

Weiter kam er nicht. Der Freiherr war auf ihn losgesprungen, hatte mit starker Faust seinen roten Schlafrock vorn an der Brust gefaßt und schrie, ihn schüttelnd:

„Herrrr! . . . was unterstehen Sie sich?! . ."

Aber merkwürdig, der Spanier stand wie ein in den Boden gerammter Pfeiler, er wankte kaum, wie die doch gewiß nicht schwächliche Faust des Adligen ihn rüttelte.

Und jetzt flammte das Auge des Südländers gefährlich auf; seine Rechte glitt hinter das Beinkleid und, gleich einer blitzenden Schlange, fuhr das kurze Stilett aus der Scheide . . .

v. Sandrat wich zurück.

„Ich hätte mir's denken können!" sagte er dann mit einem Achselzucken, „Leute Ihres Kalibers haben stets so etwas in der Tasche! . . ."

Der Spanier neigte, ohne daß seine dunklen Augen die des andern verließen, mehrmals das Haupt.

„Sie selbst beweisen mit Ihrem Überfall, wie notwendig man so etwas braucht! . . . übrigens kann mich Ihre Unhöflichkeit nicht abhalten, meine Proposition von vorhin aufrecht zu erhalten . . . Ich liebe sogar Leute, die, wie Sie, Herr Baron, Temperam nt besitzen! . . . Und glauben Sie mir, mon chere, in unserem Geschäft wird Geld verdient! . . . Nur muß man etwas verstehen davon . . . nicht wie Herr v. Wunderlich, der jede Karte zweimal auf den Teppich fallen läßt, ehe er sie mir zuschiebt . . ."

In v. Sandrats Kopf ging bei den Worten des Spaniers etwas Merkwürdiges vor sich: er sah sich plötzlich an dem vollbesetzten Spieltisch, auf dessen grüne Platte alle die bekannten Gesichter seiner Freunde und Klubgenossen hinstarrten — an diesem Tisch sah er sich neben dem Grec sitzen, diesen beobachtend, ihn „deckend" und ihm bei seinen verbrecherischen Manipulationen Hilfe leistend . . . Und soviel er sich auch bemühte, dieses Bild zu verwischen, es kam immer w eder, es verwirrte ihn und machte ihn in diesem schrecklichen Kampf zwischen der Verführung des andern und seinem schon geknechteten Widerstand im voraus zum Besiegten . . .

Aber noch hielt er sich; alle seine Energie zusammenraffend, reckte er auch seinen Körper hoch empor und sagte mit starker Stimme:

„Sie beurteilen die Menschen nach sich selber! . . . Ich . . . ich will lieber zugrunde gehen, eh' ich zu solcher Gemeinheit meine Hand biete . . . haben Sie verstanden?! . . ."

„O ja!" der Spanier verneigte sich gefällig, „sehr gut sogar, Sennor! . . . Und ich will Ihnen auch meine Antwort darauf sagen: ehe noch vierzehn Tage vergehen, sitzen Sie an meiner Seite und helfen mir, Ihren guten Landsleuten, die nur ein wenig dumm sind, die goldenen Federn ausrupfen! . . . Und das sage ich Ihnen jetzt schon, chère Baron, wenn Sie irgendwie in Verlegenheit kommen sollten, meine Kasse steht Ihnen zur Verfügung — von dem Augenblick an, wo Sie mich durch eine kleine Zeile Ihre Zustimmung zu meiner Idee wissen lassen . . . So lange . . nun so lange pointieren Sie lieber nicht, wenn ich die Bank halte! . . ."

Das letzte hörte v. Sandrat schon nicht mehr. Er war bereits draußen und hätte die Wohnung nur mit dem Zylinder auf dem Kopf verlassen, wenn ihm der kleine Bediente nicht nachgelaufen wäre mit dem Paletot, den er auf der Treppe anzog . . .

Und seltsam, wie er die Treppe hinabstieg, sah er sich wieder am Spieltisch sitzen, neben dem Grec, dem er Karten zureichte, dabei voll blasser Angst nach den Gesichtern seiner Freunde schielend, die er betrog und um ihr Geld brachte . . .

XVII.

Frau Clotilde war schon im Salon, obwohl der Zeiger der Rokokopendule eben erst auf zehn zeigte. Ihr jüngster Schwager, Wilhelm Fuchs v. Muchow, der bei den Husaren in Rathenow stand und wie alle Familienmitglieder seine Schwägerin sehr verehrte, war zu Besuch gekommen.

Er war ein kurz, aber stramm gebauter Mensch mit energischen Bewegungen, der mit seinem kühnen Gesicht und den hellen Augen so recht zum Reitersmann paßte.

Er lobte den Kognak, den er kurz vorher probiert hatte und fragte dann mit einem heiteren Lachen, das die Signatur seines ganzen Wesens zu sein schien:

„Die andern schlafen wohl noch alle, Clotilde? . . . Mein Gott, was sind doch die Berliner für Langschläfer! . . .

„Berliner!" Die Baronin lachte ebenfalls, „na, so verleumden brauchst Du uns doch nun auch nicht! . . . Aber mit dem Langeschlafen, da hast Du vielleicht nicht so ganz unrecht. Bianca hat sich das hier ein bißchen angewöhnt . . ."

„Und Klaus?"

„Klaus? . . . hm" . . über die noch so weiße, faltenlose Stirn der Dame ging ein Schatten, „Klaus steht sonst viel früher auf . . . aber in der letzten Zeit . . ."

Frau Clotilde zögerte ein bißchen, gerade als sei sie zu vorsichtig, das, was sie eben dachte, auszusprechen.

Der Husar, der in seiner silberverschnürten Uniform wirklich fesch aussah, bemerkte ihr Zögern recht wohl. Aber in dieser Familie war die Achtung vor der Persönlichkeit des andern so groß, das niemand etwas zu erfahren suchte, was der Verwandte ihm nicht aus freien Stücken anvertraute.

Wilhelm von Muchow nahm also mit einem Lächeln der Schwägerin die Antwort ab, indem er sagte:

„Der gute Klaus pflegt sich also hier ein bißchen! . . . Na, zu gönnen ist ihm ja das, auf Karsthügel kommt er kaum in Verlegenheit, zu lange zu schlafen . . . Und Dein Gatte, Clotilde?"

Sie wehrte mit einer drolligen Gebärde ab.

„Den halten wir nicht in der Stadt, das weißt Du ja, Wilhelm! . . . Früher versuchte er's immer noch, die ersten zwei oder drei Tage hier bei uns zu bleiben. Aber in den letzten Jahren hat er das auch aufgegeben! . . . Er kann hier nicht leben! . . . Aber wenn er hereinkommt wegen seiner Maschinen oder zur Versammlung bei Busch, dann besucht er uns freundlichst . . . man gewöhnt sich schließlich daran und . . ." sie lächelte wieder, „die Leute müssen schließlich rein denken, daß ich mit Klaus verheiratet bin . . ."

Sie schwiegen beide eine Weile, ohne sich anzusehen, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, die in derselben Richtung gingen, dann sagte der Husar.

„Ich werde mich nun mit Deiner Erlaubnis, liebe Clotilde, ein bißchen in Klaus' Zimmer zurückziehen und den „Sport" lesen . . . ich denke, es wird ja wohl nicht zu lange mehr dauern, bis mein Herr Bruder auf der Bildfläch erscheint . . ."

„Darf ich Dir ein Glas Pilsener hinaufschicken, lieber Wilhelm?"

„Wenn Du die Freundlichkeit haben willst," er küßte ihre Hand, „auf Wiedersehen, nachher!"

Sie trennten sich. Und Frau Clotilde ging in das Speisezimmer, wo sie die Haushälterin traf, eine alte treue Dienerin, die viele Jahre im Hause war, und von allen „Minchen" gerufen wurde.

Nachdem sie ihr verschiedene Anweisungen gegeben hatte, sagte die Baronin:

„Und dann Minchen, wissen Sie, ob der Herr Baron schon aufgestanden ist?"

Die Haushälterin nickte.

„Jawohl, Frau Baronin, mir war so, als habe ich den Herrn Baron prusten gehört beim Waschen, wie ich eben an seiner Tür vorbei ging."

Frau Clotilde lächelte.

„Also schicken Sie bitte gleichmal den Bröse zu ihm hinein: ich ließe meinen Schwager bitten, sich doch freundlichst mal zu mir zu bemühen, ich bin in meinem Zimmer!"

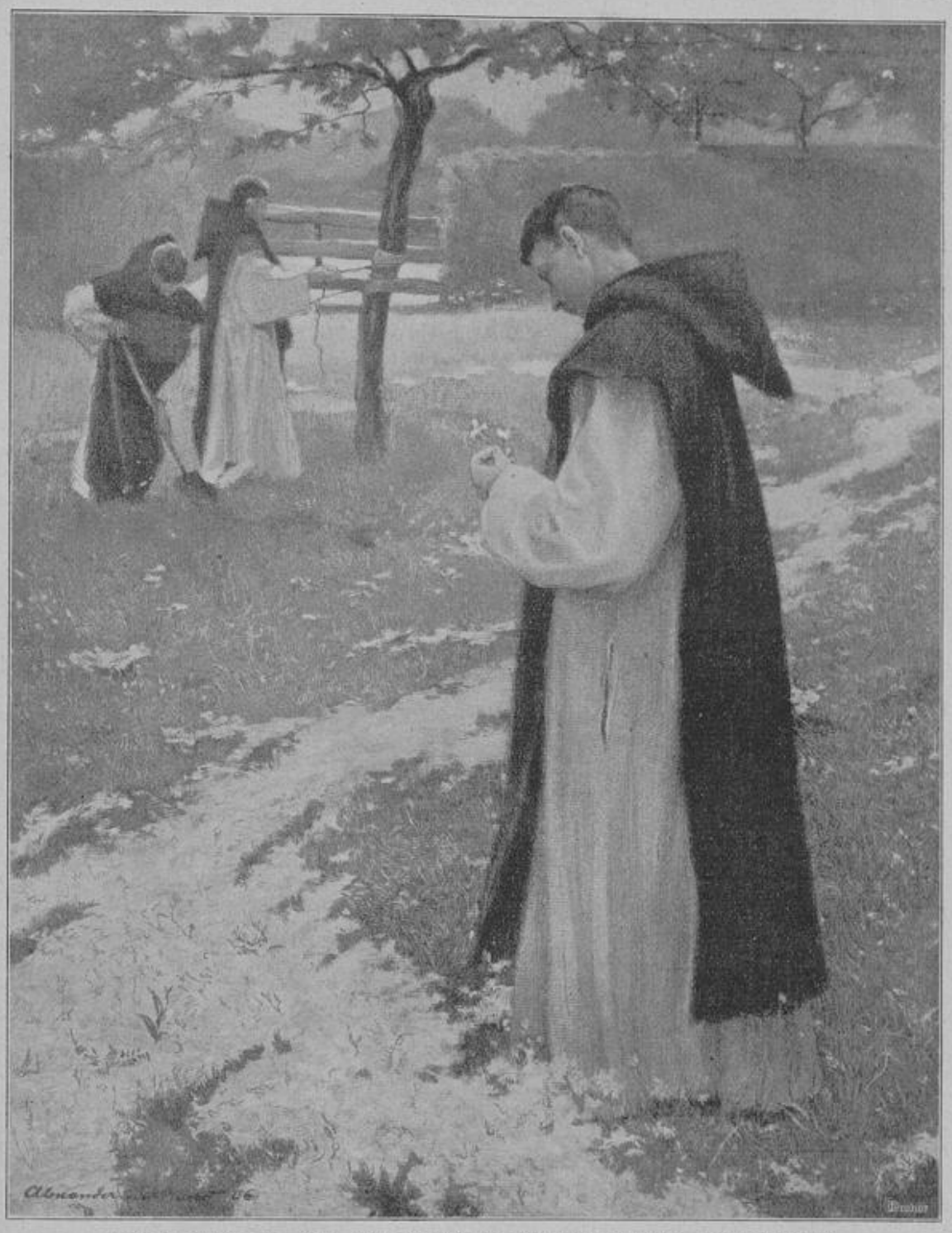
Damit ging die Baronin und saß bald darauf in ihrem Boudoir, das mit einem recht ansehnlichen Schreibtisch, einer umfangreichen Bücherei und prächtigen alten Renaissancemöbeln ausgestattet, allerdings einem sogenannten „Damenzimmer" wenig ähnlich sah . . .

Die Brüder v. Muchow waren sehr tüchtige Landwirte, aber der kaufmännische Geist fehlte ihnen, ohne den solche Riesenbetriebe, wie es die beiden Rittergüter Karsthügel und Muchow waren, nicht erfolgreich geleitet werden können. Und da war es der merkwürdig umfassende Blick, das klare, weitschauende Auge der Baronin, die im Hintergrunde und für Fernstehende wenig sichtbar, die Gutsgeschäfte leitete . . . Frau Clotilde sah und wußte alles genau: sie kannte genau die Anzahl der Liter Milch, die der Genossenschaftsmeierei zugingen, aber sie war ebenso informiert über den Getreidehandel und wußte die Konjunktur auszunutzen wie ein Börsenjobber. . . . In ihren schönen, weißen Händen ruhte der Wohlstand der Füchse von Muchow und die wußten's ihr Dank!

Als sie eine Weile gearbeitet hatte, klopfte es und gleich darauf trat ihr Schwager herein.

Klaus v. Muchows Augen waren gerötet, man sah ihm an, daß alles kalte Waschen und Baden das Übernächtigte nicht hatte von ihm abstreifen können. Und sein gutes, ehrliches Gesicht hatte einen gespannten, beinah sorgenvollen Ausdruck bekommen . . .

Ein einziger Blick genügte Frau Clotilde, um diese Veränderung an ihm wahrzunehmen, die ihr heute nicht zum ersten Male an ihm



Cardamine pratensis. Nach einem Gemälde von Alexander Bertrand. (Siehe Seite 8.)
Aus der diesjährigen Großen Berliner Kunstausstellung.

auffiel und die ihr Herz mit Trauer erfüllte . . . Es wurde ihr auch nicht leicht, das zu besprechen mit ihm. Aber da sie erkannt hatte, daß es besprochen werden mußte, so ging sie gerade auf ihr Ziel los.

„Verzeih, lieber Klaus, daß ich Dich hierher bitten ließ! Du hättest gewiß lieber mit Wilhelm gesprochen, der eben angekommen ist . . ."

Er senkte den kurzgeschorenen, noch ganz blonden Kopf und lachte, wobei sein Gesicht wieder den alten, frohen Schein bekam.

„Der liebste Weg ist mir immer, der zu Dir führt, Clotilde, das weißt Du doch!"

Und er sah sie an, bis sie ein wenig rot wurde und wieder wie ein Mädchen aussah . . . Dabei nickte sie aber.

„Ja, ja, ich weiß! . . ." das sollte ironisch klingen, war aber doch ihre Überzeugung und wurde auch von ihm gar nicht anders aufgefaßt.

„Ich mußte Dich aber notwendig sprechen, lieber Klaus!"

„No, bitte!" Er versuchte unbefangen auszusehen, was ihm kläglich mißlang.

Da sah sie zu Boden. Nun wurde es ihr doch so sehr schwer!

Da raffte er sich auf.

„Es ist wegen des Spiels, nicht wahr, Clotilde?"

„Ja, Klaus . . . Du ruinierst Dich, wenn es so weiter geht! . . ."

„Ist's denn so schlimm?"

Er bekam einen ordentlichen Schreck.

Sie nahm von ihrem Schreibtisch ein Papier, das in Kontokorrentmanier liniiert, mit Zahlen auf beiden Seiten eng beschrieben war.

„Die Bank hat mir vorgestern den Auszug geschickt . . . da, Klaus, bitte lies! . . ."

„Nein, nein!" wehrte er ab, „wozu! . . . Was Du gesagt hast, wird schon seine Richtigkeit haben! . . ." Und zögernd wie ein Knabe, der hinter dem Rücken seiner Eltern Schulden gemacht hat, setzte er hinzu:

„Wieviel ist es denn?"

„Über siebzigtausend Mark, Klaus!"

Er atmete tief auf.

„Gott sei Dank, das geht ja noch! . . . ich dachte, es wäre viel mehr! . . ."

Sie verstand ihn, schüttelte aber den Kopf.

„Nein, nein, Lieber, so darfst Du nicht denken! Denn dabei bleibt es ja nicht! Und die Verlustsummen werden auch immer größer . . . und schließlich . . . Du verlierst ja die Übersicht . . . und wozu denn auch! . . . Sieh mal, lieber Klaus, es wird mir so schwer, Dir das alles zu sagen . . ."

Jetzt schüttelte er den Kopf.

„Es soll mir leicht werden, meinst Du? . . ." Sie lächelte trübe und sah ihn an mit einem tiefen, warmen Blick, der viel mehr als alle ihre Worte sagte und der ihn heimlich sehr glücklich machte.

„Du bist unser Senior!" fuhr sie fort, „die Familie hat Dich dazu erklärt und wir sind es bisher alle sehr zufrieden gewesen . . ."

„Weil Du an meiner Seite stehst!" . . Ohne Dich! . . ."

Aber sie legte ihm ihre schöne, feste Hand auf den Mund, die er schnell küßte, worauf sie sie wieder wegzog.

„Und da darfst Du das nicht tun!" meinte sie wieder, „was sollen denn die jungen Leute unter uns sagen, wenn sie erfahren, Du sitzt Nacht für Nacht am Spieltisch und vergeudest Dein Schwererworbenes?! . . ."

Er senkte beschämt das Haupt vor ihren großen, blauen Augen, die jetzt so vorwurfsvoll blickten.

„Klaus!" sagte sie und ihre Stimme klang so weich, wie sie ihm erst ein einzig Mal ins Ohr geklungen hatte.

„Lieber Klaus! Du hast mir einmal gesagt, daß Du alles für mich tun würdest, was ich von Dir haben wollte, nicht wahr?"

Er nickte, ohne daß er den Kopf erhob.

„Damals habe ich Dir verboten, so zu sprechen und habe Dich fortgeschickt, weil ich die Frau Deines Bruders bin . . . weißt Du noch?"

Er nickte wieder und da sah sie, daß große, schwere Tränen aus seinen Augen fielen.

Ihr wurde das Reden auch immer mühsamer, fast flüsternd sagte sie:

„Und heute komme ich zu Dir und erinnere Dich an Dein Versprechen, das Du mir damals gegeben hast . . . ja, Klaus, ja, willst Du mir etwas zu Liebe tun? . . ."

Der mächtige Mann, der vor ihr auf dem Stuhle saß, sank ganz in sich zusammen. Mit dumpfer, unterdrückter Stimme erwiderte er:

„Ich gebe Dir mein Ehrenwort, Clotilde, daß ich den Klub meiden werde! . . ."

Da nahm sie seine Hände und zog ihn, selbst aufstehend, zu sich empor.

Und wie sie vor ihm stand, der ihre hohe Gestalt noch um Kopfeslänge überragte, da lehnte sie sich für eine Sekunde hingebend an seine breite Brust und fühlte, wie seine Lippen sich auf ihren Scheitel senkten . . .

Dann schob sie ihn sanft von sich und sagte mit einer Stimme voller Zärtlichkeit:

„Geh, Klaus! . . . geh jetzt . . . Wilhelm wartet auf Dich in Deinem Zimmer! . . ."

Er drehte sich und ging. Nur an der Tür wandte er sich und warf noch einen langen, langen Blick auf sie, deren Gesicht jetzt blaß war und deren Augen von Schmerzen und Entsagung redeten .

(Forts. folgt.)

Volendam, Holland. (Siehe Seite 8.)

Trauringe.

Skizze von E. Fahrow.

(Nachdruck verboten.)

Sie hatten einander schon seit vielen Tagen beobachtet. Was hat man denn auch anderes zu tun, wenn man zum Herbstaufenthalt im Süden ist und den lieben, langen Tag rein gar nichts vorhat, als auf der Promenade zu flanieren und die Vorübergehenden anzusehen?

„Sie ist die entzückendste, kleine Witwe, die ich in meinem ganzen Leben gesehen habe", dachte Adolf Ulrich bei sich. — Und wenn er dies dachte, so wollte das eine ganze Menge sagen, denn er war sehr weit in der Welt herumgekommen und kannte die reizenden Witwen aus aller Herren Ländern, ebenso wie die jungen Mädchen. Diese aber interessierten ihn nicht so sehr. Sie waren ihm noch zu farblos, zu unfertig, und da er selber schon stark auf die Vierzig zuschritt, so konnte man seine Gefühle begreifen.

Die Dame, die von ihm so sehr beobachtet und so wohlwollend beurteilt wurde, dachte sich ihrerseits von ihm, daß er ein etwas koketter Herr sei, dessen Gattin gewiß nicht mit den bewundernden Blicken einverstanden sein würde, die er ihr (und vielleicht auch noch anderen) zuwarf. Doch die Gattin war offenbar nicht mit hier. Gewiß weilte sie zu Hause am häuslichen Herde, wartete die Kinder, hielt die Dienstboten in Ordnung und verzehrte sich in demütiger Sorge um ihren leichtsinnigen Mann.

Aber hübsch war er wirklich, das mußte man ihm lassen. Von jener Hübschheit, die heutzutage mehr gilt als reguläre Schönheit. Er war sehr adrett in jeder Beziehung. Sein glattrasiertes Gesicht, seine klaren Augen, die von fern schon leuchtende, offenbar mehrmals täglich gewechselte Stärkwäsche und die diskreten Anzüge und Krawatten — alles das gefiel Hedwig Brückner.

Eines Tages saß er neben ihr an der Wirtstafel.

Er unterhielt sich zunächst in der üblichen Table d'hôte-Manier mit ihr, sprach vom Hotel, vom Wetter und von der Gegend und endete damit, sich ihr formell vorzustellen.

Hedwig war in wohlerzogener Weise zurückhaltend, aber doch noch liebenswürdig genug gegen ihn, um ihn noch mehr zu entzücken als schon vorher. Die beiden breiten Goldreifen auf ihrer Rechten bestätigten ihm, was er schon vorher diskret erkundet hatte, daß sie nämlich Witwe war. Er selbst trug einen einfachen Trauring. — Nun ja, das hatte ja Hedwig gewußt, daß er ein verheirateter Mann und also ungefährlich war.

Sie war wirklich noch jung und unbefangen genug, um zu glauben, daß diese beiden Eigenschaften selbstverständlich zusammen gehörten.

Wie nett es doch war, hier in der Fremde mit einem Herrn freundschaftlich verkehren zu können, da er verheiratet war! Zu Hause in der Provinz wäre das unmöglich gewesen; da knüpfte man immer gleich so lästige Vermutungen an jede Beziehung zwischen zwei Geschlechtern, gleichviel wie harmlos diese auch in Wirklichkeit sein mochten. —

So wurde es denn wirklich ein freundschaftlicher Verkehr. — Hedwig war Malerin, und Herr Ulrich war gar nichts — bloß ein wohlhabender Rentier — so daß er immer Zeit hatte, mit ihr in der Umgegend umherzustreifen, malerische Punkte mit ihr auszusuchen und dabeizusitzen, wenn sie eine ihrer flotten Studien auf die Leinwand warf.

Hedwig wunderte sich, daß er nie von seiner Frau sprach. Aber gerade, weil er es nie tat, konnte sie nicht von diesem Thema anfangen. — Eines Tages hatte er ihr wieder ihren Malkasten getragen; aber als sie in ihrem Hotel ankam, vermißte sie ein Skizzenbuch, das sie mitgehabt hatte.

Sie drehte also sofort um und ging allein den Weg zurück, den sie gekommen waren.

Sie fand nicht das Skizzenbuch, aber einen Handschuh, der Herrn Ulrich gehörte.

Ganz genau wußte sie, daß er ihm gehörte, denn sie hatte erst heute früh die grauen, dänischen Dinger bewundert, die so glatt an seiner schlanken Hand saßen. Und sie nahm natürlich den Handschuh auf und wollte ihn einstecken, als sie plötzlich etwas Hartes darin fühlte.

Nun ist zwar das weibliche Geschlecht durchaus nicht neugierig, aber in diesem Falle war es doch verzeihlich, daß Hedwig den Handschuh einer näheren Besichtigung unterzog. Sie setzte sich am Wegrande ins Gras und krempelte das weiche, graue Ding um.

Ein goldener Ring kam zum Vorschein — — Herrn Ulrichs Trauring, beim Zeus!

„Sitzt locker, das Ringlein!" murmelte Hedwig mit einem Lächeln, das nicht ganz so lustig war, wie es sein sollte.

Ihr Gesicht war ernst, aber es wurde noch ernster, als sie den Trauring jetzt einer näheren Besichtigung unterzog. Sie betrachtete die Innenseite — — merkwürdig, es war keinerlei Inschrift darin! Wieder und wieder drehte sie den Ring hin und her, aber weder außen noch innen fand sich auch nur das geringste Zeichen eines Namens.

Und nun geschah etwas Wunderliches: Hedwig Brückner brach in ein unbändiges Gelächter aus. Sie lachte so sehr und so anhaltend, daß über ihr in den Weinbergen ein Echo erschallte, und ein vorübergehender, welscher Bauernbursche dachte, daß diese Fremden doch ein gar zu verdrehtes Volk seien.

Als sie endlich Herr über ihre unbegreifliche Lustigkeit wurde, trocknete sie sich die Augen und erhob sich. Den Handschuh steckte sie in die Tasche mitsamt dem Trauringe, der — kein Trauring war.

„Herrgott, muß der eine Angst vor den Frauen haben," dachte sie fortwährend auf dem Heimwege. „Läßt sich der Mann einen imitierten Trauring machen, nur damit man ihn für verheiratet hält! Und bleibt auch dabei, läßt die Leute stillschweigend bei ihrer falschen Annahme! So ein Heuchler! So ein Intrigant!" — —

Beim Mittagessen erzählte Herr Ulrich seiner schönen Tischnachbarin, daß er leider heute früh „einen" Ring verloren habe, und daß natürlich an ein Wiederfinden gar nicht zu denken sei.

„War es ein kostbarer Ring?" fragte Hedwig mit jesuitischer Unschuldsmiene.

„Ach nein, durchaus nicht! Es liegt mir gar nichts daran, ob ich ihn habe oder nicht. Nur der Handschuh tut mir leid, den ich mitverloren habe."

„Ungeheuer!" dachte Hedwig. Laut aber sagte sie lieblich: „Sie sollten nicht so leichthin von Ihrem Trauring sprechen, Herr Ulrich. Denn ich sehe ja an Ihrer Hand, daß Sie diesen verloren haben . . ."

„Ach, was liegt an einem Ringe!" murmelte er in sichtlicher Verlegenheit.

„Wie? Sprechen Sie so von einem Trauringe?" Was sollte ich erst sagen, die ich zwei trage!"

„Ach, gnädige Frau, die Ihren sind doch noch viel unwichtiger! Wer so jung und so schön ist wie Sie, der kann sich doch nicht durch ein solches leeres Symbol gefesselt fühlen!"

Aber jetzt blitzten Hedwigs Augen auf:

„Herr Ulrich, ich verstehe Sie ganz und gar nicht. Ich kann Ihnen versichern, wenn ich verheiratet wäre und meinen Trauring verloren hätte, das würde mir schrecklich sein!"

„Mir auch," sagte er unverständlicherweise. Und dann wurde die Tafel aufgehoben und die beiden trennten sich.

An diesem Nachmittage fand die verabredete Partie auf einen nahen Berg nicht statt. Frau Hedwig Brückner blieb auf ihrem Zimmer und hatte dort abwechselnd Lach- und Weinanfälle; und Herr Ulrich ging in seinem Zimmer auf und ab und überlegte unaufhörlich dieselbe, schwierige Frage: Soll ich es ihr sagen oder nicht?

Endlich siegte seine Ehrlichkeit und er ging hinunter in das Musikzimmer, wo um diese Zeit Frau Brückner zu weilen pflegte.

Sie saß auch wirklich am Fenster und spielte mit einem kleinen Gegenstande, den sie in ihrer Hand hielt. Bei seinem Eintritt erhob sie sich und kam ihm entgegen, ein reizendes, etwas verlegenes Lächeln um den Mund.

„Herr Ulrich," sagte sie, „ich habe Sie heute mittag recht unnütz getäuscht — gerade so, wie Sie mich zuvor recht unnütz getäuscht hatten. — Ihren Handschuh nämlich — und den Ring darin, den habe ich gefunden."

„Ach, welch ein sonderbarer Zufall!" rief er. „Aber was ist denn daran so Schlimmes, daß Sie von „Täuschung" reden müssen? Wollten Sie mich dafür bestrafen, daß ich so leichtfertig von Trauringen gesprochen hatte?"

„Ich hatte kein Recht, Sie bestrafen zu wollen," erwiderte Hedwig bescheiden, „denn ich war nicht besser als Sie. Sie trugen einen Trauring, ohne verheiratet zu sein, nicht wahr? Sagen Sie mir, weshalb taten Sie das?

„Es war keine besondere Absicht dabei, gnädige Frau. Eigentlich war es anfangs nur ein Zufall — ich trug den glatten Reif als sogenannten „Halter" unter einem zu weiten Ringe, der ein Andenken an meine Mutter war. Später wurden meine Finger stärker, ich konnte das Andenken auf einem anderen Finger tragen — mittlerweile aber hatte ich gefunden, daß es sehr bequem für einen Junggesellen sei, sich gegen Heiratsfanatikerinnen mittels eines so einfachen Ringes zu schützen, und deshalb behielt ich ihn bei. — Ich dachte zuletzt gar nicht mehr an den Ring . . ."

„Ach," — rief Hedwig zerknirscht aus, „dann bin ich also viel schlimmer als Sie. — Ich trug die zwei Trauringe mit voller Absicht, weil ich als Frau, das heißt, als Witwe gelten wollte — auf Reisen."

„Wie? Auf Reisen?"

„Nun ja — zu Hause trage ich sie nicht, denn da weiß man, daß ich — daß ich noch gar nie verheiratet war! Ich heiße freilich Hedwig Brückner, aber ich bin unvermählt; und nur, um angenehmer zu reisen, habe ich mir den Frauentitel und die beiden Ringe zugelegt — weshalb lachen Sie so, Herr Ulrich?"

Er war in einen Fauteuil gesunken und lachte ebenso, wie sie heute vormittag gelacht hatte. Und endlich erholte er sich genügend, um aufzustehen, und in demütiger Stellung einen Brief aus der Brusttasche zu ziehen, den er ihr gab.

„Betrogene Betrüger!" murmelte er dabei. „Wir haben beide Strafe verdient, holde Frau! Lest diesen Brief."

Der Brief trug den Poststempel des vorvorigen Tages und lautete:

Hannover, den 6. Oktober 1905

Lieber Junge!

Deine Flamme ist allerdings aus hiesiger Stadt, aber sie ist weder eine Witwe noch eine Frau, sondern ein sehr gut beleumdetes Fräulein Hedwig Brückner, Tochter des früheren Geheimrats Brückner, die als Malweibchen nach dem Süden gereist ist und sich zu ihrem Schutze auf Reisen „Frau" nennt. — Wenn sie nach Hause kommt, werde ich ihr mitteilen, daß sie meinen liebsten Jugendfreund dort getroffen und tödlich in der Herzgegend verwundet hat. Oder willst Du es nun selbst übernehmen, ihr dies mitzuteilen? Ja, ja, niemand entgeht seinem Schicksal! Habe ich es Dir nicht immer gesagt, daß Du eines Tages noch allen Ernstes einen Trauring tragen würdest? Nun scheint mir der Tag Ilions gekommen zu sein.

Ich gratuliere Dir im Voraus. Mußte es schon sein, so konntest Du keine Bessere treffen.

Dein mitfühlender Freund

Cajus Brutus.

Hedwig Brückner las den Brief, las ihn nochmals, um Fassung zu gewinnen und gab ihn dann mit einem schwachen Versuche, ernst auszusehen, Herrn Ulrich zurück.

„Also?" sagte sie fragend.

Aber er antwortete ihr nicht mit Worten . . .

Volendam, Holland. (Siehe Seite 8.)

Das Fernglas

Novelle von

Hedwig Nicolay.

Die Droschke hielt bereits längere Zeit vor einem von Park umgebenen Hause einer ruhigen Straße, als es dem Professor einfiel, es sei wohl Zeit zum Aussteigen. Er wollte dem Kutscher das Fahrgeld aushändigen, als dieser ihm bewies, daß er schon vorausbezahlt sei. Hierauf ersuchte er ihn, wenigstens einen Groschen anzunehmen, und reichte ihm eine halbe Mark. Diesen letzteren Irrtum aufzuklären, hielt sich der wackere Rosselenker nicht für verpflichtet; er fuhr dankend ab und der Professor der Medizin, der weltberühmte Forscher Dr. Johannes Bodinus, stieg die Treppenstufen herauf, befriedigt über die Ehrlichkeit der Menschen.

Da es in einem seiner früheren Quartiere unzählige Male vorgekommen war, daß er bei seiner bekannten Zerstreutheit, die hohen Treppen zu Ende gestiegen und dann, die Bodentür anstarrend, vergeblich nach seiner Klingel suchte, so hatte er sich nun die obere Etage einer Villa ausgesucht, die er kaum verfehlen konnte. Er hauste dort sehr behaglich in den weiten Räumen, mit seiner jungen, schönen Gemahlin, seiner umfangreichen Bibliothek, einem alten Diener, einer älteren Haushälterin und einem sehr häßlichen Hunde, den er einst, noch in seiner Junggesellenzeit, als halb verhungerten Vagabunden von der Straße mit heimgebracht hatte — zum Entsetzen der reinlichen Frau Ernestine —, der sich aber nun im Laufe der Jahre gleichfalls zu einem soliden, steuerzahlenden, bürgerlich tüchtigen Individuum mit entschieden gelehrten Tendenzen herangebildet hatte. Sehr nützlich für seinen Herrn, dem er ungerufen Stock, Handschuh und Taschentuch apportierte.

Gewöhnlich kam Ponto am Fuß der zweiten Treppe, gravitätisch wedelnd, seinem Herrn entgegen. Dies veranlaßte den Professor, seine Penaten im oberen Stockwerk aufzusuchen und nicht, wie so oft, im ersten Geschoß, in der Wohnung des Legationsrates Eingang zu begehren.

Dort kannte man übrigens den Herrn Professor und seine kleine Schwäche sehr wohl, und hatte ihn gern. Wenn es gar zu augenscheinlich war, daß er nichtachtend der Äußerlichkeiten, den orientalischen Salon des Legationsrates mit seinem ernsten Gelehrtenzimmer verwechselte, so fragte dieser ihn wohl lächelnd: „Herr Professor wollen Sie mich besuchen, oder denken Sie, Sie sind eine Treppe höher?" Worauf er einmal erwiderte: „In der Tat, die ganze Umgebung schien mir etwas verändert!"

Heute hielt Ponto ein Abenteuer vom Hause fern, und da nun Professor Bodinus seinen pflichtvergessenen Freund nicht vorfand, wollte er eben in das elegante Junggesellenheim des Legationsrates von Bärenhorst eintreten, als er sich noch zur rechten Zeit besann und weiter stieg. In seiner Behausung glücklich angelangt, ging er direkt in sein Bibliothekszimmer, von dessen Wänden die wohlbekannten Bücher und Büsten wie alte Freunde herabsahen. Mit dem Gefühl häuslichen Behagens, aber innerlich stark mit einer ihn quälenden, schwer zu lösenden, wissenschaftlichen Frage beschäftigt, ließ er sich in einen Polstersitz nieder, stützte den Kopf in die Hand und versank in tiefes Nachdenken.

Eine ganze Weile saß er ohne sich zu rühren, bis er endlich, vielleicht weil er in der Magengegend ein unangenehmes Gefühl spürte, aus seinem Nachsinnen aufwachte.

„Wie sonderbar," sagte er vor sich hin, „daß sich Edita gar nicht blicken läßt. Wahrscheinlich ist sie im Lesen vertieft und vergißt, daß

es Zeit zum Mittagessen ist. Vielleicht habe ich sie mit meiner Zerstreutheit schon angesteckt. Ich muß mich wirklich in acht nehmen, nicht die Zahl lächerlich zerstreuter Professoren zu vermehren, das wirkt unwillkürlich auf die nähere Umgebung."

Er zog seine Uhr hervor, sah nach der Zeit und streckte sie seufzend in die Westentasche zurück.

In diesem Augenblick quetschte sich, anzusehen wie das leibhaftige Gewissen, Ponto zum Türspalt herein, schob sich sacht zu seinem Herrn und stieß ihn mehrmals schüchtern mit der zottigen Schnauze gegen das Knie.

„Ei, sieh da," sagte der Hausherr, ihm die langen Ohren zausend, „was willst Du von mir?"

Der Hund sah ihn seltsam an.

„Willst Du mich zu Tisch rufen? Wo ist Frauchen, Ponto?"

Das kluge Tier senkte betrübt Nase und Ohren, dann legte es die Pfoten auf das Fensterbrett und starrte abwechselnd in den Garten und auf seinen Herrn.

„Du glaubst, sie ist im Park?"

Pontos Antwort war ein Jaulen.

„Dann also wollen wir sie holen."

Im Aufstehen fiel sein Blick auf einen Gegenstand, der, wie nach dem Gebrauch vergessen, auf einem Tischchen neben ihm lag.

„Ah, ein Fernglas," rief er interessiert. „Wenn ich nur wüßte, wie das hierher kommt?"

Eine Weile sann er nach, endlich wußte er's.

„Edita will mich damit zum Geburtstag überraschen", dachte er freudig. „Sie hat sich gemerkt, wie sehr ich mir solch ein Ding wünsche. Wie hübsch von ihr! Nur schade, ihr nun die Freude zu verderben. Aber nein, ich will nichts merken lassen, daß ich zufällig hinter ihr Geheimnis gekommen bin."

Er hatte das Glas in die Hand genommen, um es von allen Seiten zu betrachten. Es war viel zu kostbar für seinen schlichten Sinn. Am Ende konnte er es sich nicht versagen, es vor die Augen zu halten, um zu probieren, wie weit es trug.

Das Fenster war offen und vor ihm breitete sich in sommerlicher Schönheit der Park aus. Laubengänge und Grotten im Grünen versteckt, sprudelnde Fontänen, die ihre sprühenden Tropfen hoch in die Luft warfen, dunkle Kiefern in stiller Hoheit, darunter helles Grün der Sträucher, Blumenbeete und im Hintergrund als malerischer Abschluß ein rosenumsponnener Tempel.

An all den Schönheiten läßt der Beschauer das Glas, das seinen Erwartungen völlig entspricht, vorübergleiten — nur an dem Tempel haftet es, wie wenn es sich nicht wieder loslösen könnte. Aber die weiche Gelehrtenhand beginnt zu zittern, immer heftiger und plötzlich entsinkt ihr das Gas, das mit dumpfem Ton auf den Teppich niederfällt.

In diesem Moment hört er die Stimme seines Dieners neben sich.

„Mein Gott, Herr Professor, was ist Ihnen?"

Der Angeredete macht stumm eine abwehrende Bewegung mit der Hand. Wie vernichtet senkt er das Haupt — bleich und verstört starrt der Mann vor sich hin . . . .

Der Diener steht ratlos. Er sieht, daß irgend etwas Entsetzliches seinen Herrn getroffen haben muß; er möchte ihm gern helfen und weiß doch nicht wie.

Der Professor stößt einen schweren Seufzer aus, dann rafft er sich zusammen, gibt dem Diener den Auftrag ihn beim Mittagsmahl zu entschuldigen, da er arbeiten müsse, bittet nur auf den bescheidenen Einwand des alten Faktotums um einen kleinen Imbiß auf sein Zimmer und sinkt dann, als sich die Thür hinter Christian geschlossen, wie gebrochen in die Sofaecke . . . .

Am anderen Morgen sitzt Edita frisch, wie eine eben entfaltete Zentifolie am Frühstückstisch, als ihr Gatte zu ihr ins Zimmer tritt. Der graue Schimmer über seinem Haupt scheint über Nacht intensiver geworden, und seine Körperhaltung ist vornüber gebeugt.

Sein Morgengruß klingt seltsam rauh, und die schöne Frau wundert sich, daß er ihr gar nicht, wie sonst immer, die Hand reicht, und die Stirn küßt.

Da ihr die Veränderung in seinem Äußeren auffällt, und sie ihn überhaupt seit fast vierundzwanzig Stunden nicht gesehen hat, fragte sie ob er sich krank fühle.

„Nein", entgegnet er. Mit bebender Hand schiebt er die Tasse zurück, die sie ihm gefüllt hat, und sie fest ansehend, bleibt er vor ihr stehen. „Ich habe mich gestern wohl überarbeitet und infolgedessen nicht geschlafen. Während der Nacht habe ich dann eine Geschichte gelesen, die ich Dir jetzt erzählen will."

„Eine Geschichte? So früh schon?" Sie sieht ihn scheu an, eine leichte Verwirrung überkommt sie mit einem Male.

„Ja, bitte, höre zu und unterbrich mich nicht," sagt er müde, holt tief Atem und spricht dann weiter.

„Es war einmal eine arme Waise, die sich als Gesellschafterin einer reichen Dame in deren Launen fügen mußte. Ihre Schönheit und ihre Tugend rührten einen älteren Mann, der sie als ein Geschenk des Himmels an sein einsames Herz nahm, und ihr ein behagliches Heim gab, worin sie nach ihrem Belieben schalten und walten durfte, ohne ihm Rechenschaft abzulegen. Täglich freute sich der Mann über ihren Besitz, sowie über das Aufblühen ihres Liebreizes, wie ein Gärtner über das Wachstum einer seltenen Pflanze. Sie brachte ihm dafür — wie es schien — ehrlichen Dank, Freundschaft und Achtung entgegen, wodurch er sich beglückt und reich belohnt fühlte . . ."

Die junge Frau, über deren Gesicht heiße Wellen jagen, neigt sich über die Tasse, und rührt mit dem Löffel darin herum.

„Eines Tages fand der Mann, ein Gelehrter, der wie die meisten seiner Zunft, oft an Zerstreutheit litt, und aus diesem Grunde wenig Obacht auf seine Umgebung hatte, in seinem Studierzimmer ein dort wahrscheinlich vergessenes Fernglas, das er, um es zu probieren, auf den Park richtete, der das Haus umgab. — Dort erblickte er ein lebendes Bild, dem der Rosentempel die passende Umrahmung gab. Ein Mann und ein Weib eng an einander geschmiegt, wie Faust und Helena. Die Züge Helenas, die das Licht traf, glichen denen seines eigenen Weibes aufs Haar; die Züge Fausts, die der Blätterschatten halb verhüllte, vergaß er in seiner Überraschung leider, genauer zu betrachten . . . ."

Frau Edita, bis in die Lippen erblaßt, sitzt reglos, wie erstarrt.

„Damit ist die Erzählung zu Ende," fährt der Professor nach einer kurzen, schwülen Pause, die der schönen Frau wie eine Ewigkeit erscheint, ruhig fort.

„Aber ich sehe, wie sehr sie Dich ergriffen hat, Du siehst erschreckend blaß aus. — Ich habe überhaupt in der letzten Zeit die Beobachtung gemacht, daß Deine Gesundheit zu wünschen übrig läßt und halte es für nötig, daß etwas für Dich geschieht. Ich werde Dich daher vorläufig, auf unbestimmte Zeit, in ein auswärtiges Sanatorium bringen, und habe mich zu dieser Reise an der Universität für einen Tag beurlaubt."

„Johannes! Ich bin nicht schlecht!"

Ein einziger flehender Schrei ist es, so wie ihn der gerichtete Verbrecher ausstößt, hinter dem sich der Riegel der Kerkertür klirrend schließt.

„In zwei Stunden geht der Zug", setzt der Gatte unbeirrt hinzu; „ich hoffe, Du wirst bis dahin fertig sein. Deine Garderobe wird Dir Ernestine nachsenden."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Als Edita zur festgesetzten Stunde mit ihrem Mann in die wartende Droschke steigt, bewegt sich am Erkerfenster des unteren Geschosses ein Schatten.

Sie achtet nicht darauf.

Der letzte Blick, den sie aus dem geschlossenen Gefährt wirft, gilt ihrem traulichen Heim.

Sie kann den Tränen nicht wehren, die heiß über ihr Gesicht strömen und die Pein der Reue preßt ihr das Herz zusammen.

Sie weiß es, sie selbst hat leichtsinnig ihr Leben zerstört, keine lachende Zukunft winkt ihr mehr, — sie steht vor der unwiderruflich geschlossenen Pforte der Vergangenheit!

Die Schwestern.

Von Ulrich Frank.

Um den runden Tisch saßen drei Personen. Eigentümliche Erscheinungen, eigentümlich wie der Raum, in dem sie weilten. Ein sehr großes, viereckiges Zimmer von verblüffender Eigenart. Die Ecke mit dem runden Tisch, auf dem eine Moderateurlampe stand, wie sie unsern Großeltern sanft den Abend erhellte, war kleinstädtischen Charakters. Ein Sofa, steif und unbeholfen aufragend; darüber, unter schützender Verglasung, ein Silberhochzeitskranz samt Sträußchen. Links davon ein altmodisches Rollbureau, auf der andern Seite eine Servante, in der ehrenvoll behütete Andenken aufbewahrt wurden. Diese Ecke war das Heim des Rektors a. D. Stellmacher. Vergangene Tage, vergangene Zeiten!

In seltsamem Widerspruch die gegenüberliegende Ecke, in der sich phantastisch und ganz modern etwas wie ein Maleratelier zusammendrängte. Malerisch angeordnete Draperien an der Wand, davor ein Couchette mit römischer Seidendecke und weißem Fell. Überall dekoratives Allerlei. Unter weit überragender Palme eine Staffelei, die eine Malarbeit trug. Eine von der Erde aufragende Lampe mit großem Spitzenschirm bestrahlte in rötlichem Scheine das Arrangement.

Und nun das Übrige! Praktische Möbelstücke für nützlichen Gebrauch füllten die anderen Ecken. Unter mild leuchtender Hängelampe der Eßtisch, nett gedeckt für drei Personen. Auf dem Nähtisch ein großer Arbeitskorb mit indiskret herausschauender Strumpfstopferei. Alles in diesem Teile des Zimmers deutete den auf Nützlichkeit und Ordnung gerichteten Sinn seiner Inhaberin an.

Die beiden Töchter, die aus der malerischen Ecke und die von der praktischen Seite, waren bei Papa zu Besuch, bis Gertrud sie zu sich zu Tische lud. Nur in Fridas Atelierecke fand man sich sehr selten ein. Dort blieb das schöne junge Mädchen meist allein ihren Arbeiten und ihren Träumen überlassen.

Rektor Stellmacher hatte eine merkwürdig stillvergnügte Existenz geführt. In Amt und Haus und Ehe friedfertig.

Er blickte jetzt bald Gertrud, bald Frida etwas ungewiß und schüchtern an. Sie verlangten seine beratende Stimme in einer Familienangelegenheit. Das war ihm ungewohnt.

„Das ist eben das Leben," hatte Gertrud beschwichtigend gesagt. — „Das ist die Großstadt," hatte Frida ihn getröstet.

Daran war nichts zu ändern. In seiner Heimat wäre er nach dem Tode seiner Frau einsam und verlassen gewesen in den Tagen hohen,

schwachen Alters; hier war er geborgen. Im ganzen ging es ja auch, wenn nur diese Beratungen wegen Fridas Zukunft in den letzten Wochen nicht gewesen wären.

„Bitte, Papa, die Sache ist nicht so leicht zu behandeln, wie Du meinst. Du mußt, wenn von Heirat und Ehe die Rede ist, nicht an das herrliche Bündnis denken, das Dich und Mama in der Kleinstadt siebenunddreißig Jahre hindurch beglückte. Hier und in unserer Zeit ist das anders."

„Aber warum denn?" fragte er ungläubig.

„Weil die Menschen in der Großstadt heute andere sind und das Geltendmachen der Individualität der Hauptzweck des Seins geworden ist."

„Du — weißt Du, Trudchen, das ist — das ist mir zu gelehrt. Wenn ich auch Schulmeister war und auf dem Lehrerseminar fleißig und achtbar studierte, von solchen Dingen hat man nie was gehört — Du kannst mir's glauben! Gott, von Philosophie haben wir ja auch was erfahren, so — so von Kant und Hegel; aber die Hauptsache war doch Gottes Wort! Und — na, weißt Du, wenn ich jetzt sehe, wie Du mit all der Weisheit und Ueberlegung die Frida um ihr Glück bringen willst, da sage ich mir doch: da ist's doch besser, wie's früher war, ehe man vor lauter Klugheit vergessen hat, glücklich zu sein."

„Nun, Frida, und Du?" Damit wandte sich Gertrud an die jüngere Schwester.

„Papa hat recht — ich möchte — warum soll ich nicht glücklich sein?"

„Aber unsere Verhältnisse machen es unmöglich. Du kannst einen vermögenslosen Mann nicht heiraten, weil Du selbst nichts hast —"

„Wenn sie sich beide lieben," warf der Rektor ein.

„Die Liebe macht nicht satt."

„Ja, aber Stefan verdient doch mit seinen Musikstunden," erwiderte Frida, „und ich auch — jeder so viel, wie er für sich allein braucht und etwas mehr und —"

„Bei diesem Exempel macht zweimal zwei nicht vier — glaub's nur, Frida! Was für jeden allein ausreicht, genügt für zwei nicht: der einzelne Mensch ist unabhängig; er kann leben wie er will, wo er will; er kann untertauchen im großen Strom des Lebens, emporschießen an seine glänzende Oberfläche; er kann sich verbergen und hervordrängen, wenn seine Bewegungen nicht gehemmt sind; wenn er frei ist, nur auf sich gestellt. Aber wenn ein Zweites neben ihm ist, ihn umschlingt, an sich reißt —"

„Ja, aber man heiratet doch alle Tage," murmelte Frida, „und ich weiß nicht, warum Du es gerade mir so schwer machst. Was so vielen geglückt, sollte mir nicht glücken?"

„Und auf Gott muß man auch hoffen," ergänzte der Vater.

„Lebensunkenntnis — naiver Glaube! Und dem sollten meine Erfahrungen gewissenlos das Feld räumen?" sprach Gertrud bitter. „So leicht will ich es mir doch nicht machen, Schwester, wenn ich auch weiß, daß ich Dir wehe tue. Wenn es wie bei uns daheim wäre — ja, damals! Aber das konnte die Eltern doch nicht verhindern, uns hinaus zu schicken in die Welt, um das Gruseln zu lernen — ich habe es gelernt."

„Ich war immer dagegen, daß ihr von Hause fort solltet," sagte der Vater leise.

„Das ging doch nicht so! Männer gab's in dem kleinen Gebirgsstädtchen nicht für zwei arme Schulmeisterstöchter, und dem Vater immer auf dem schmalen Beutel liegen, das ging auch nicht an. Und dann — die Zukunft! Mama hat das klug empfunden, und wie es später kam, ja, wer konnte es vorher wissen? Wer weißt überhaupt, was das Leben uns bringt?"

„Aber Du willst wissen, was es mir bringen könnte!"

„So einzelne kleine Anhaltepunkte und Berechnungen gibt es ja doch auch für Dich, Frida — mein Schicksal!" antwortete sie mit schwerer Betonung. „Habt ihr denn einen Zweifel an meiner Treue? Und wenn ich nun warne und rufe, warum glaubt ihr nicht, daß ich es wohl meine? Gibt mir der Altersunterschied von zwölf Jahren nicht schon das Recht dazu?"

„Mein Gott, gewiß hast Du das Recht dazu, Trudchen! Aber sieh mal, die Frieda ist doch auch kein Kind mehr, sie ist großjährig, Herrin ihres Willens, und wenn sie nun den Musikus partout einmal mag, ja — ich sehe wirklich nicht ein, warum Du es hindern willst!"

„Weil ich es für eine Torheit halte!"

Vorschlag.

Gast (im Dorfwirtshaus): Auf dem Tisch ein paar Hühner und darunter die Gänse und Schweine . . . ja, Frau Wirtin, das können Sie aber nicht verlangen, daß ich zwischen all diesem Viehzeug frühstücke! — Wirtin (zögernd): Wenn sich der Herr vielleicht in den Stall setzen will . . . der ist augenblicklich ganz leer!

„Das ist doch schließlich meine Sache," warf Frieda trotzig ein. „Und Du kannst es nicht hindern."

„Ich kann nicht, aber ich will es versuchen, und es sei heute das letzte Wort in dieser Angelegenheit gesprochen. — Weißt Du, Papa, damals als ich von euch ging, ich war jung und, wie man sagte, auch schön. Und dann besaß ich so viel Mut und Frohsinn und so viel ehrlichen Willen zum Bravsein und zur Tüchtigkeit. Und mir gings auch recht gut. Einer Achtzehnjährigen scheint die Sonne immer . . ." Sie machte eine kleine Pause. „Das Gute in meinem Leben kennt ihr, wie ich mein Lehrerinnenexamen machte und eine Anstellung fand. Und dann —? Ich machte euch eines Tages die Mitteilung, daß ich heiraten wolle. Einen Kollegen von mir, einen akademisch gebildeten Mann, der an derselben Anstalt unterrichtete wie ich."

Den Kopf in die Hand stützend, schwieg sie eine kleine Weile.

„Bis dahin begleitet ihr mein Leben, soweit sein Friede reichte, von seinem Kampf habt ihr nichts erfahren. Wir hatten unsern Bund zu leichtsinnig geschlossen! Das gab in der Ehe erst Sorgen, dann Streit und Hader Es war fürchterlich, wie nach und nach alles von uns abfiel, was uns einander zugeführt hattte, und wie statt der Illusionen, die uns gelächelt, das nackte Elend vor uns trat. Die häuslichen Obliegenheiten machten mich unfähig, etwas zu erwerben, und da das, was er verdiente, zur Bestreitung unseres Haushaltes nicht ausreichte, stellte sich erst der Mangel ein, dann seine höllische Gesellschaft: Unsicherheit und Inkorrektheit der Lebenshaltung, Heuchelei und falscher Schein. Es war ein Jammerleben! Und ich wäre daran zu Grunde gegangen, wenn er nicht eines Tages den glücklichen Einfall gehabt hätte, mich zu verlassen und auszuwandern."

Rektor Stellmacher starrte seine Tochter mit weitaufgerissenen Augen an. Was sagte sie da? Und er und die Mutter hatten in ihrer selbstvergessenen Glückseligkeit keine Ahnung gehabt von diesen Drangsalen ihres Kindes. Nichts gewußt hatten sie von diesen Lebenskämpfen!

„Aber Gertrud — sage doch — warum hast Du uns —?"

„Was hätte es genutzt, euch hineinzuziehen in dieses Elend? Ich hatte mir mein Schicksal allein bereitet — ich mußte es allein tragen."

„Aber ihr waret damals doch so glücklich — ihr liebtet euch."

„O, ja! Damals! So fängt's immer an — und das Ende? Ich ging wenigstens nicht daran zugrunde wie Tausende! Der Schritt, den er getan, brachte mich zu mir. Ich raffte mich auf — wieder auf mich selbst gestellt, fand ich mich zur Arbeit zurück. Und als zwei Jahre später aus dem Auslande die Nachricht von seinem Tode ankam, war ich klar und einsichtsvoll genug, ihm verzeihen zu können. Er hatte unsern Irrtum mit frühem Tode gesühnt, ich sühnte ihn mit einem mühseligen, einsamen Leben —"

„Und so bist Du eine Gegnerin der Liebe, der Ehe geworden?" fragte der Vater, wie in stillem Entsetzen.

„Der Liebe?" Wehmutsvoll erklang diese Frage. Ein träumerisches Lächeln zog um den strengen Mund.

Atemlos erwartete die jüngere Schwester ihre Antwort.

„Wer, der ihren Zauber gefühlt, wollte sagen, er verachte sie?"

Ein jauchzender Laut kam von Fridas Lippen.

„Und der Ehe?" forschte der Vater weiter.

„Die Ehe mag eine vortreffliche Institution sein, aber nur, wenn sie auf solider Basis aufgebaut wird. Es gehört entweder eine gesicherte Vermögenslage dazu oder die ausreichende Erwerbstätigkeit des Mannes."

„Und das sagst Du?" fiel ihr Frieda ins Wort, „Du, die stets für die Berufswahl der Frau eingetreten ist, die mich zu sich genommen, um mein Talent ausbilden zu lassen, mir die Möglichkeit einer selbständigen, unabhängigen Existenz zu schaffen —"

„Und ist das nicht gelungen? Ich sah Dein hübsches Talent sich entfalten, ich war neben Dir nicht wie eine Schwester, wie eine Mutter ...

„Du machst Dich zu alt —," warf der Vater ein.

„Dafür bist Du unser liebes, geliebtes Kind geblieben, Papa, dessen Leben wir in gewohnter Weise ausspinnen wollen, jetzt, nachdem Mama zur Ruhe gegangen und Du zu Deinen Töchtern gekommen bist. Und wir beide stellen schon unsern Mann, wir schaffen, was wir brauchen."

„Aber arbeiten und erwerben würde Frida doch auch, wenn sie Stefan heiratete. Für uns beide sorgst Du schon." Eigensinnig drängte er immer wieder auf die Erfüllung der Herzenswünsche seines Lieblings.

„Nein, das kann sie nicht." Sehr schroff kam es heraus. „Versteh mich recht, Papa. Für sich allein wird eine Frau, die etwas Rechtes gelernt hat, immer sorgen können. Aber innerhalb der Ehe gelingt es ihr auch heute nur ganz ausnahmsweise, diese Fähigkeiten auszunutzen. So sehr man den Mädchen und alleinstehenden Frauen jede Erwerbsquelle einschließen soll, so wenig sollte man die verheiratete Frau auf irgendwelchen Gebieten zur Konkurenz zulassen, sobald sie Mutter geworden und ihr Mann gesund und erwerbsfähig ist."

„Das ist Freiheitsberaubung!" sagte die Schwester entrüstet. —

„Mir scheint es in den meisten Fällen praktisch. Auf Erwerben und Erhalten beruht die Ehe. Erwerben beide Teile, dann fehlt in der Regel die erhaltende Kraft. Die beiden erwerbenden Potenzen aber, eine sich auf die andere verlassend und ihr einen Teil der Arbeit zumessend, verringern ihre Kräfte, statt sie zu heben, und darum scheint mir einstweilen das alte, patriarchalische Verhältnis richtig, daß der Mann der Ernährer der Familie sein soll, die Frau die Erhalterin des Hauses."

In diesem Augenblick wurde leise an die Tür geklopft. Ein blondbärtiger, hochgewachsener Mann trat ein. Und Frida, die den letzten Ausführungen der Schwester nachdenklich gefolgt war, erhob sich rasch und flog ihm mit einem Schrei entgegen. „Stefan!" Wie schutzsuchend barg sie ihr Haupt an seiner Schulter.

„Ob das die Lösung näher bringen wird?" dachte Gertrud mit leiser, schmerzlicher Ironie.

Dann ging sie ihren Hausfrauenpflichten nach. Sie rüstete zum Abendbrot, legte noch ein viertes Gedeck auf und bat den Herrn Rektor a. D. aus seiner Wohnecke und die Schwester, die sich mit ihrem Verlobten in den Atelierwinkel geflüchtet hatte, bei sich zu Gaste. Und an ihrem Tische, wo die verständige Häuslichkeit ihre Welt aufgeschlagen hatte, wurde dann, ungeachtet ihrer Mahnungen, noch an demselben Abend die — Heirat Fridas endgiltig beschlossen.

Nach einem Jahre stand in der Atelierecke eine Wiege. Der alte Rektor hatte jetzt eine wichtige Beschäftigung. Er behütete den Schlummer seiner Enkelin.

„Klagt Frida über ihren Mann?" Damit wendete er sich hastig und beklommen an seine eintretende ältere Tochter. Das Kind wurde unruhig und er sang es leise in den Schlaf.

„Durchaus nicht, Papa! Sie sind so glücklich, wie sie nur sein können, es geht ihnen ja gut. Jeder schafft für sich, er nach Noten und sie malt! Sie kann nicht genug fertig bekommen davon, so begehrt sind ihre Miniaturen, und er bekommt täglich neue und recht gut bezahlte Stunden. Sie werden hoffentlich noch mal reiche Leute und können etwas beiseite legen für klein Henny, wer aber kümmert sich um das elternlose Kind?"

Der Rektor war völlig verblüfft über diese Frage. „Ja, für ihr Kind sollten sie doch eigentlich sorgen."

Gertrud lächelte, und mit einer ihm kaum verständlichen Ironie sagte sie: „Welch Glück, daß wir noch da sind! — Weißt Du übrigens, Papa, das ist nun die dritte Art Ehe in unserer Familie! Erst kam die eure: in Liebe, Gottesfurcht, Treue, Heiligkeit und Sorgenlosigkeit! Dann die meine —" düster wurde ihr Auge, „ein Irrtum, eine vergebliche Qual! Und jetzt diese dritte, ganz moderne: er und sie, beide erwerbend, jeder ein Faktor für sich, einer unabhängig vom andern, und doch zu einem Bündnis vereinigt. Aber zwischen ihnen ein hilfloses Drittes, das schutzbedürftig, wie ein junges Vöglein, beständiger Obhut und Pflege, unablässig sorgender Elternliebe bedarf — ja, es ist doch gut, Papa, daß Du so viel Zeit hast und daß ich, wenn meine paar Unterrichtsstunden vorüber sind, nichts mehr zu tun habe . . .!"

Unsere Bilder.

Ein feinsinniger Schilderer des Klosterlebens ist der Düsseldorfer Maler Alexander Bertrand, dessen Gemälde Cardamine pratensis wir heute wiedergeben. Es ist nicht das Klostermilieu im Sinne der älteren Düsseldorfer Genremalerei mit einer Hinneigung zu humoristischer Auffassung und behaglicher Beschaulichkeit, das Alexander Bertrand malt, er erzählt vielmehr, wie auch an diesem Orte der Stille und des Friedens ernste und harte Arbeit und ein heißes inneres Ringen die Seelen der Menschen füllt. Der Frühling mit seinem milden Sonnenschein und seinem zu neuen Hoffnungen erweckenden Leben ist auch in den abgeschiedenen Klostergarten eingezogen und Cardamine pratensis, wie es der Botaniker nennt, das Wiesenschaumkraut, wie es zu Deutsch heißt, breitet seinen rötlich-weißen Flor über die frisch grünenden Wiesen. Da beginnt auch für die Klosterbrüder ein Leben reger Arbeit, denn der Garten bedarf jetzt der Fürsorge, wenn er im Herbste mit Früchten lohnen soll. Im Hintergrunde sehen wir zwei Männer im Ordenskleid emsig am Werk, wie sie den Baum vor schädlichen Raupen und Larven schützen und das Erdreich auflockern, um den Wurzeln Luft und Wasser zuzuführen. Nur der Ordensbruder im Vordergrund hat den Spaten aus der Hand gelegt, eines der zarten Blümlein abgepflückt und, während er nun in den Anblick dieses Wunders der Schöpfung versunken ist, schweifen seine Gedanken fort, weit fort über die Klostermauern. — Unsere andern Bilder sind Photographien. „Sonnenscheinchen" nennt der Photograph das Porträt des kleinen Mädchens, das den Beschauer mit der sorglos heiteren Miene glücklicher Kindheit anblickt. Man glaubt es diesem Bilde, das übrigens auch dem Amateurphotographen als Anregung dienen mag, gern, daß die dargestellte Kleine der Sonnenschein im elterlichen Hause ist. — Die beiden Bilder aus Volendam sind anspruchslose Aufnahmen aus einem holländischen Malerdorf. Immerhin lassen sie die bodenständige Ursprünglichkeit dieser Gegend und das Reizvolle, das für den Maler in ihr liegt, erkennen.

Für Briefmarkensammler.

„Spät kommt ihr, doch ihr kommt!" Mit diesen klassischen Worten kann man die schon längst gemeldeten, aber erst am 1. November verausgabten Marken von Bosnien und Herzegowina begrüßen und man kann gleich noch hinzufügen, daß der alte Spruch „Was lange währt, wird gut" auch hier wieder zur Geltung gekommen ist, denn die neuen Postwertzeichen sind schön, wie die Landschaften und Szenen aus dem Volksleben, welche die einzelnen Werte als schmückende Bilder tragen. Da schaut man steile grüne Hänge, weithin mit Blütenbäumen bestanden, während in endlosen Wellen aus der Ferne das weiße Gebirge

leuchtet. Da sieht man weiße Minaretts sich in schlanker Schönheit vom tiefblauen Himmel abheben und Einwohner im roten Turban und weitbauschenden Hosen ihrem Tagewerk nachgehen. Kurz alle Reize dieses wenig bekannten Zauberlandes werden im Bilde vorgeführt und für manchen Touristen dürften diese 16 Postwertzeichen, von denen wir vier Proben geben, Veranlassung werden, das Land zu bereisen. Als würdigen Abschluß der Serie zeigt der höchste, der 5 Kronen-Wert, die ehrfurchtgebietenden Züge des greisen Herrschers des Landes, des Kaisers Franz Josef. Die Marken besitzen alle die Zähnung 12½. (Mitgeteilt vom Verlage von Schaubeks Permanent-Briefmarken-Album, C. F. Lücke, G. m. b. H., Leipzig.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Schippang, Düsseldorf.
Druck der Düsseldorfer Verlags-Anstalt Akt.-Ges., Neueste Nachrichten.